

Die Bedeutung des christlichen Glaubens in der Anstalt

Autor(en): **Grob, R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **8 (1937)**

Heft 9

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-806411>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

taner wird man erinnert, die ihre Söhne den Familien entzogen, damit keine Verweichlichung eintrete. Ein englischer Schriftsteller — Bernhard Shaw — bezeichnete Erziehung als organisierten Kampf der Erwachsenen gegen die Jugend; lesen wir amerikanische Bücher über die Jugend, so kehren wir den Satz um und wünschen, daß dieser organisierte Kampf der revolutionären, modernen Jugend gegen die Erwachsenen in unserm Schweizerland keine solche Formen annehmen möge!

Anläßlich einer Tagung zürcherischer Heimleiter beneidete uns der Referent — ein Herr Re-

gierungsrat — um unsere schöne Aufgabe. „Ihr habt es wie Fürsten und Könige, regiert unumschränkt in euren Anstalten“, behauptete er. Hätte der gute Mann erst noch ein paar Heime gesehen, auf aussichtsreicher Höhe erbaut, mit Mauern und Türmen bewehrt — so von Format Regensburg, Turbenthal, Kastelen u. a. — er würde sich bestimmt um eine Hausvaterstelle beworben haben!

Trachten wir darum als weise Fürsten, als fürsorgende Könige zu regieren. Dann kann von unsern Häusern reicher Segen ausgehen, trotz allerlei Grenzen, die unserm Können gesetzt sind!

Die Bedeutung des christlichen Glaubens in der Anstalt

von Pfr. R. Grob, Direktor der Schweiz. Anstalt für Epileptische, Zürich

Der erste christliche Anstaltsvorsteher, der Kirchenvater Basilius der Große, der in der Mitte des 4. Jahrhunderts Anstalten von 2000 Einwohnern in Neucäsarea in Kleinasien gegründet hatte, mußte sich einmal mit der Frage auseinandersetzen, ob es gut sei, daß in der christlichen Erziehung heidnische Schriftsteller über Kunst und Wissenschaft gelesen würden. Er sagte nun in seiner berühmten Schrift „An die Jünglinge“:

„Die Seele verlangt vornehmlich nach der Frucht der Wahrheit, aber es steht ihr auch das Gewand fremder Weisheit nicht übel an, wie Blätter den Früchten Schatten und liebliches Ansehen gewähren. ... Es wäre erbärmlich, wenn wir wohl die schädliche Kost von uns wiesen, aber von den Lehren, die unsere Seele ernähren, keine Notiz nähmen.“

Basilius warnt mit diesen Worten vor einer christlichen Engherzigkeit, die sich streng von allen Errungenschaften der damaligen heidnischen Kultur abschließen wollte. Er hält dafür, daß gerade der gläubige Christ die Wissenschaft seiner Zeit gründlich studieren solle, dabei jedoch die Kraft haben müsse, in einer heidnischen Kultur zu leben, ohne ihrem heidnischen Geist zu verfallen. Was er an Weisheit und Schönheit von ihr erlernen könne, solle er im Geist des christlichen Glaubens in seiner Wirksamkeit zum Ausdruck bringen.

Basilius, der früher einen mächtigen Reichtum besessen hatte und ein naher Freund des Kaisers Julian gewesen war, hatte sich später der strengen Askese zugewandt und sein Vermögen zur Gründung großer Anstalten verwendet, in denen tüchtig zum Wohl des Volksganzen gearbeitet wurde. Er ist auch in der Volkswirtschaftslehre als der erste Volkswirtschaftler bekannt, der feste Preise eingeführt hat. Nach seiner Bekehrung zum christlichen Glauben brauchte er lange Jahre, um sich aus einer allzu strengen Weltabgeschlossenheit zu einer Weltoffenheit im christlichen Sinne durchzuringen. Als er aber so weit fortgeschritten war, suchte er auch seine Anstalten in diesem Geiste zu leiten: Aufgeschlossenheit gegen Gott, Offenheit gegen die Erkenntnisse dieser Welt und Hilfsbereitschaft gegenüber jeder Not, die rings im Lande war.

Im letzten Jahrzehnt sind wiederholt Anklagen gegen die christlichen Anstalten laut geworden. Man warf ihnen Zurückgebliebenheit und Weltfremdheit vor, und mögen auch manche von diesen Vorwürfen dreißig oder fünfzig Jahre zu spät gekommen sein, so müssen wir doch zugeben, daß sie leider zu einem großen Teil berechtigt waren, und auch noch heute in vereinzelten Fällen teilweise berechtigt sein mögen. Man hat ihnen vorgeworfen, sie übten gegenüber ihren Kindern eine übertriebene Zucht. Die jungen Gemüter fänden dort zu wenig Sonne, zu wenig Verständnis und würden in spartanischer Sparsamkeit erzogen.

Fragen wir nach den Ursachen, die zu einem oft etwas freudlosen Geist in manchen christlichen Anstalten geführt haben, so müssen wir die Zeit ihrer Entstehung in der Mitte des letzten Jahrhunderts ins Auge fassen. Damals wurden sie oft von pietistischen Kreisen, die gegen die Welt eines neu aufkommenden brutalen Materialismus und ihre flache Aufklärerei kämpften, ins Leben gerufen und sie trugen dann den Stempel eines Menschen, der wie der Kirchenvater Basilius in einer schroffen Wendung einem christentumsfeindlichen Geist entflieht, um sich zunächst möglichst von dieser Welt abzuschließen, und diese Abgeschlossenheit suchte man zur angeblichen Bewahrung des christlichen Glaubens an manchen Orten dadurch zu verstärken, daß man die altväterische Tradition auch mit all ihren ungunstigen Seiten festhielt. So übte man innerhalb der Anstaltsmauern gegenüber einem ziemlich ehrfurchtslosen Geist der Welt strenge Zucht und pflegte hier eine Art von Ehrerbietung, die sehr ins Aengstliche und in eine harte Starrheit überging. Es herrschte oft in diesen Räumen, in denen viele Kinder zusammengepfercht wurden, eine etwas muffige Luft, unter der auch die Anstaltseltern litten.

Von seiten manches Komitees wurde nichts getan, um solche Uebelstände zu beheben, im Gegenteil, man hatte da und dort den Eindruck, als versammelten sich gelegentlich in diesen Behörden jene Damen und Herren, die es bedauerten, daß die schöne Patrizierzeit, wo man noch Landvogteien und Pfründe zu vergeben hatte,

vorüber sei, und die nun einen, wenn auch sehr mäßigen Trost darin fanden, die Reste der alten Patrizierherrschaft in den ihnen untergebenen Anstalten weiterzuführen. Ein Hausvater einer solchen Anstalt hatte sich z. B. einmal dazu hinreißen lassen, eine Wegtafel, die den Pfad zu seiner Anstalt wies und die durch den Regen unleserlich geworden war, auf eigene Verantwortung hin frisch anzustreichen. In der nächsten Komiteesitzung wurde ihm wegen der Ueberschreitung seiner Kompetenzen eine ernstliche Vorlesung gehalten. Darüber zu entscheiden, ob eine solche kleine Tafel neu angestrichen werden solle oder nicht, liege durchaus nicht in seiner Vollmacht. Ueber solche Dinge hätte seit jeher das Damenkomitee im Verein mit dem Herrenkomitee die Verantwortung übernommen.

Daß bei diesem Druck, der von oben kam und die freie, selbständige Wirksamkeit der Vorsteher lähmte, der Druck dann auch im Hause selbst auf die übrigen Insassen weiterwirkte, war nur allzu verständlich. Freilich müßte man dann auch, um gerecht zu sein, neben derartigen Erscheinungen die Verhältnisse schildern, wie sie damals in sogenannten neutralen Armen- und Waisenhäusern geherrscht haben und wie sie auch oft in den bürgerlichen Armenpflegen des vergangenen Jahrhunderts zum Ausdruck kamen.

Man war eben nicht mehr in der Zeit der Reformation, wo z. B. von Calvin in Genf gefordert wurde, daß der beste Arzt für die Armen erwählt werde, und daß gerade die Kinder der Armen unter Verhältnissen erzogen würden, wie sie das durchschnittliche Bürgertum seinen Kindern geben könnte. Sogar der berühmte Pestalozzi hatte, was man heute gern verschweigt, im Gegensatz zur Auffassung der Schweizer Reformatoren und trotz der Zeit der Aufklärung, strengste Standeserziehung gefordert, wobei er davon abriet, die Kinder des sogenannten dritten Standes in die Verhältnisse des Bürger- oder gar Adelstandes hineinwachsen zu lassen.

Solche abwegige Auffassungen haben bei der christlichen Anstalterziehung des letzten Jahrhunderts oft mitgewirkt und dem Anstaltsleben zum Teil ihr Gepräge aufgedrückt. Auf der andern Seite ist freilich auch hervorzuheben, wie in vielen dieser Anstalten mit bescheidensten Mitteln doch eine tüchtige Erziehung geboten wurde und wie manche gerade durch die strenge Einfachheit zu tapfern und arbeitsfreudigen Menschen erzogen wurden. Es muß hier auch gesagt werden, daß in jener Zeit, wo der Staat nur in sehr geringem Maße Beiträge lieferte, diese Werke der christlichen Liebestätigkeit für viele eine Heimstatt boten, ohne die sie im Leben untergegangen wären. Es ist auch zu bedenken, daß dort, wo eine Anstalt in der angeblich beneidenswerten Lage ist, ungehemmt Geld verlangen zu können, die Kunst fortschrittlich zu erscheinen (fortschrittlich vor allem in der äußern Einrichtung), nicht übermäßig schwierig ist und daß demgegenüber die Kunst, mit verhältnismäßig viel bescheideneren Mitteln ein Heim wohnlich und sonnig zu gestalten, eine wirkliche Kunst bedeutet und an den Vorsteher die größten

Anforderungen stellt. Und diese Kunst ist gewiß von manchen Anstalten, die sich christlich nannten, treu und gut geübt worden und wird heute erst recht geübt.

Fragen wir aber nach dem christlichen Glauben und nach seiner Bedeutung für die Anstalt, so handelt es sich um eine grundsätzliche Frage, die nicht damit angetan werden kann, daß wir gute oder schlechte Beispiele für jene Anstalten aufzählen, die sich als christlich bezeichnen. Es geht hier also nicht um die Frage, ob eine bestimmte Tradition fortgesetzt werden soll oder nicht, sondern es geht darum, welche Bedeutung der Glaube für die Anstalterziehung, die Hausgemeinschaft und die ganze Führung der Anstalt hat.

Glücklicherweise leben wir in einer Zeit, wo diese Bedeutung wieder jedem, der sehen will, groß werden muß. Reden wir zunächst von der Einstellung, die sich aus dem christlichen Glauben zur Erziehung

ergibt. Wo lebendiger christlicher Glaube ist, da ist Ehrfurcht vor dem Schöpfer, der die Menschen nicht wie Backsteine in einer Ziegelfabrik nach dem gleichen Modell erschaffen hat, sondern wie die Heilige Schrift sagt: „Ein jedes nach seiner Art.“ Es ergibt sich daraus die Aufgabe und die Freude, jedes anvertraute Menschenkind nach seiner Art zu nehmen, die Eigenart eines jeden Zöglings und eines jeden Mitarbeiters als eine gegebene Tatsache zu achten.

Der christliche Erzieher wird dabei nach dem Grundsatz des Kirchenvaters Basilius die Erkenntnisse der modernen Wissenschaft soweit als nur möglich erforschen. Aber er wird gerade durch seinen Glauben davon zurückgehalten, irgendein System oder eine Methode als einen Passepartout zu betrachten, mit dem er die Seelen seiner Zöglinge und ihre Eigenart erschließen kann. Er wird, auch wenn er sich gründlich in psychoanalytischer Literatur umgesehen hat, nun nicht in jedem Zögling ein Bündel von Komplexen sehen, die man nur aufzulösen braucht, um dem jungen Menschen auf die Beine zu helfen. Er mag sich gründlich in die Literatur der Intelligenzforschung eingelebt haben, ohne daß er nun in seinem Zögling wandelnde Intelligenzprofile sieht und ohne daß er meint, es sei damit etwas gesagt, daß der Zögling nach Binet-Simon einen Intelligenz-Quotienten von 0,713 aufweise. Er wird medizinische Bücher über Entwicklungshemmungen im Kindesalter gelesen haben, ohne zu meinen, mit einem halbmedizinischen Dilettantismus eine gesunde Lausbuberei eines 14-jährigen Frechdachs als Symptom bestimmter Krankheitsformen bezeichnen zu müssen. Er wird eine pädagogische Typenlehre gelesen haben, ohne nun zu meinen, damit, daß er seinen Zögling in irgendein solches Schema eingliedere, sei etwas Wesentliches von seiner Eigenart gesagt.

Gerade der christliche Glaube läßt ihn in jedem Menschen eben den Menschen mit seiner Eigenart und seinen Widersprüchen suchen, und die Anerkennung dieser Eigenart ist ihm nicht allein eine Forderung pädagogischer Weisheit und ein Mittel zur zielbewußten Erziehungsarbeit, sondern auch christlicher Glaubensgehorsam gegenüber

dem Schöpfer aller Menschen. Er anerkennt die Eigenart seiner Zöglinge als ein lebendiges Geheimnis. Die verschiedenen pädagogischen und psychologischen Erkenntnisse sind ihm wohl Fingerzeige, Hinweise, um die Eigenart besser zu erfassen, aber sie bieten ihm auch nur soviel, als für einen Graphologen ein Schriftbild bietet. Das Entscheidende ist nun die Deutung, und zwar die lebendige, tief einfühlende Deutung, die nicht das im andern sehen will, was im Bereich unserer Schablonen liegt, sondern was wirklich im andern ist, was „hinter ihm steckt“.

Der christliche Erzieher betrachtet alle diese psychologischen Methoden wie farbige Brillen, die einem Kurzsichtigen geboten werden. Sie bieten ihm ein wertvolles Hilfsmittel, besser zu sehen, aber sie lassen ihm zugleich die Natur in einem künstlichen und einseitigen Licht erkennen, so daß er sich solcher Mittel nur mit der nötigen Vorsicht bedienen darf.

Aber braucht es dazu den christlichen Glauben? Ist das nicht einfach eine elementare Forderung jeder Erziehungsarbeit? Gibt es nicht hervorragende Erzieher, die gerade für die Eigenart ihrer Zöglinge ein wunderbar feines Verständnis haben und die uns offen erklären, dem christlichen Glauben ferne zu stehen? Gewiß gibt es solche Erzieher und gewiß gibt es auch andererseits sogenannte christliche Erzieher, die es darauf unbewußt abgesehen haben, ihre Zöglinge in starre Formen zu pressen, indem sie sich irgendein Normalbild davon gemacht haben, wie ein Mensch eigentlich aussehen sollte. Von diesen verflachten Namenchristen, unter denen einige einen hohlen Bildungsdünkel, leere Vielwisserei und einen ziemlich lächerlichen Persönlichkeitskultus treiben, hat der verstorbene Pfr. Schenkel von Schaffhausen, der am St. Johann wirkte, einmal erklärt, von ihnen heiße es: „Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei.“ Der echte christliche Glaube zeigt sich gerade darin, daß er an den Menschen nicht einen Normalmaßstab anlegen will, der von Menschen aufgestellt ist, ungefähr so, wie man schon in der Breslauer Schule glaubte, endlich in der Methode von Bobertag ein Normalmaß für die Intelligenz im Kindesalter herausgefunden zu haben. Wenn es aber nicht einmal möglich ist, für die reiche Vielgestaltigkeit der Intelligenzformen ein Einheitsmaß herzustellen, so ist es noch viel weniger möglich, dies für den Charakter zu tun. Der christliche Erzieher wird sich vor nichts so sehr hüten, als die Menschen nach irgendeinem solchen Maßstab gleichschalten zu wollen. Weder nach dem Maße eines heldischen oder revolutionären oder gut bürgerlichen Menschen oder nach dem Maße eines tugendsamen Musterknaben. Er wird sie nicht ansehen nach dem Maße eines psychiatrischen, psychologischen, politischen oder wirtschaftspolitischen Schemas; er hat nur einen einzigen Maßstab, der weit über alle andern Maßstäbe hinausgeht, die Gotteskindschaft, wie sie in Christus offenbart wurde. Das ist freilich kein wissenschaftlich oder philosophisch erfassbares Messen, das gehört in das Gebiet des Glaubens.

Aber was will das praktisch sagen? Zunächst die Hauptsache: er sieht in dem Mitmenschen nicht nur das, was er ist, sondern was aus ihm wird. Er sieht ihn unter dem Licht der Verheißung, was Gott aus ihm macht. Er sieht in ihm nicht nur das Ergebnis einer schlechten Erziehung, die Summe ererbter Anlagen, das Produkt des Milieus, sondern den Menschen, dem das Gewaltigste verheißend ist, die Gotteskindschaft. Er glaubt, daß gerade dem, der vor ihm steht, diese Verheißung gilt. Er glaubt nicht an irgendwelche Zwangsläufigkeit der Entwicklung, sondern an das Wirken der freimächtigen Gnade Gottes, das nicht an die Gesetze der Vererbung, der Anlage, der Umwelt gebunden ist. Er glaubt sogar, daß sich die maßlose Güte Gottes, wie sie uns in Christus entgegentritt, gerade an den Charakterschwierigkeiten und Schwächen seines Zöglings kund tun wird. Darum freut er sich am Werden und Wachsen, und in dieser Freude erwächst in ihm gleichsam eine Hellsichtigkeit, die in dem Menschen seiner Umgebung das Gute sieht, das aus ihm wird.

Und von hier aus wird ein fröhliches und tapferes Vertrauen zur Selbstverständlichkeit. Man könnte dieses Vertrauen auch mit dem vielmißbrauchten Wort der Liebe bezeichnen.

Es gibt eine Methode, um den Menschen schlecht zu machen, die mit einer unheimlichen Sicherheit wirkt. Man muß ihn ständig kritisieren, von ihm das Schlechte glauben, ihn bei sich selbst in ein zwangsläufiges System eingliedern, man muß ihn innerlich aufgeben und ihn dies, wenn auch nur unbewußt, fühlen lassen, und er lebt in einer Luft ähnlich jenem Todesnebel, der in Grubenbezirken sämtliche Pflanzen zum Vergilben brachte. Und es gibt eine Methode, an der Entfaltung eines Menschen mitzuhelfen: Man muß ihm das Beste zutrauen, von ihm alles erhoffen, an das glauben, was Gott an ihm tut, der unendlich mehr kann, als Menschen nur zu hoffen vermögen, und in dieser Luft wird es ihm leicht gemacht, den verborgenen Ruf zu hören, der die Hüllen seiner Verschlossenheit sprengt und ihn entlastet.

Wo dieser Glaube lebendig und kühn herrscht, steht neben ihm als ständiger Begleiter der christliche Wirklichkeitssinn. Basilius warnt z. B. einen Zögling, der an Minderwertigkeitsgefühlen leidet, davor, sich für die Kläglichkeit seines gegenwärtigen Seins dadurch zu entschädigen, daß er sich phantasievollen Träumen hingeebe. Der Kirchenvater sagt, dies widerspreche der Wahrhaftigkeit, die jeder Christ aufbringen müsse und in der er allein wachsen könne. Er wäre also nichts weniger als ein Freund der sogenannten Abreaktionsmethode gewesen, wie sie vor einem Vierteljahrhundert eine Zeitlang als große Entdeckung gepriesen wurde. Er verlangte den Mut zur Wahrheit und zur Wirklichkeit.

Dies gilt auch für den christlichen Erzieher in der Beurteilung seiner Zöglinge. Glauben, das heißt nicht, sich ein Phantasiebild vom andern zu machen oder gar ein Phantasiebild von den Erfolgen, die man beim andern gern hervorzaubern möchte. Es heißt, den andern in klarem Wirk-

lichkeitssinn möglichst so zu sehen, wie er ist mit seinen guten und schwachen Seiten, seinen guten und verderblichen Neigungen. Aber es heißt zugleich, gerade jetzt erst recht, von ihm das Beste hoffen und in der Erziehungsarbeit ihm gleichsam eine Stütze zu geben, daß er selber gehen lernt. So muß sich der Glaube in der täglichen Aufgabe an dem Mitmenschen in den besondern Schwierigkeiten des Alltags erweisen. Und wie soll diese Aufgabe, die uns immer wieder unsere eigene Unvollkommenheit und Schwäche klar vor Augen führt, anders bewältigt werden als eben wieder durch den Glauben?

Der einzelne entfaltet sich innerhalb der

Gemeinschaft.

Er zeigt seine Eigenart weniger in der Isolation, sondern im täglichen Verkehr mit seinen Mitmenschen. Die Gemeinschaft ist für ihn von der größten Bedeutung.

Die Frage nach dem Verhältnis des einzelnen zur Gemeinschaft steht heute wieder im Vordergrund der Tagesordnung, und gerade an dieser Frage muß sich der christliche Glaube bewähren. Das Idealbild einer Gemeinschaft besteht nicht in bloßer Betriebsgemeinschaft, nicht in einer Kasernengemeinschaft, nicht in einer Vereinsgemeinschaft, sondern für die christliche Kirche wird in der Bibel das Bild gebraucht, daß die Menschen hier zusammengehören wie die Glieder an einem Leib. Sie sollen in einem lebendigen Organismus miteinander verbunden sein. Dies ist freilich eine Forderung und eine Verheißung des Glaubens. Diese Gemeinschaft besteht nicht in der Kraft des Menschen, sondern in der Kraft des göttlichen Geistes, der den einzelnen durch Christus über sich selbst hinausführt, aus seiner Eingeschlossenheit löst, ihn von sich selbst befreit und mit den andern Menschen zu einer Gemeinschaft verbindet, die ihn selbst entfaltet, so daß seine Eigenart gerade in dieser Gemeinschaft, und zwar in aller Freiheit, zur Entfaltung kommt.

Dieses Bild, das von der Kirche gebraucht wird, wird dem Anstaltsleiter als ständige Mahnung und Verheißung vor Augen schweben. Es gilt nicht, eine Gemeinschaft auf Kosten der Gaben und Anlagen zu formen, die jedem einzelnen gegeben sind, sondern eine Gemeinschaft, in der die Spannung, die immer unter uns Menschen zwischen dem einzelnen und der Gemeinschaft bestehen wird, tapfer und freudig ertragen wird. Hier soll nicht eine Gemeinschaft durch Tugendknaben oder eine Gemeinschaft von Unterdrückten, die sich nur widerwillig einem harten Zwang fügen, gebildet werden, sondern eine natürliche Verbindung von natürlichen Menschen mit ihren Fehlern und Schwächen, die aber gerade durch den Geist, der im Hause wohnt, eingeladen werden, gemeinsam zu wachsen.

Nach dem christlichen Glauben ist die Gemeinschaft nicht einfach eine Resultantenwirkung der verschiedenen geistigen Eigenarten von einzelnen Personen, sondern eine Verbindung überpersönlicher Art, in der sich ein seltsames Geheimnis kund tut: „Wer sein Leben gewinnt, der wird

es verlieren“, sagte unser Herr Christus, „und wer es verliert um meinetwillen, der wird es gewinnen.“ Also nicht dadurch, daß der einzelne sich und seine Persönlichkeit selbst in den Mittelpunkt stellt und sich möglichst auf Kosten der andern und der Gemeinschaft durchsetzt, findet er seine Entfaltung, sondern im Gegenteil: seine Persönlichkeit wächst gerade dadurch am besten, daß sie sich nicht wichtig nimmt, nicht nach ihrem Stil und Eindruck fragt, sondern sich für eine große Sache, oder besser gesagt, für die allergrößte Sache hergibt, die allen gilt, dem schlichten Gehorsam gegenüber dem Befehl des höchsten Gesetzgebers, der unser Schöpfer ist.

So kann auch die Gemeinschaft nicht dadurch gemacht werden, daß viel über das Thema „Gemeinschaft“ geredet wird. Sie wächst dann am freiesten, wenn sie gleichsam von selbst wächst, wenn sie erlebt wird in der täglichen Arbeit, an den täglichen Freuden, die für alle gemeinsam sind. Und wenn in dieser Gemeinschaft das zum Ausdruck kommt, was über den Menschen steht und sie miteinander verbindet, die

höchste Autorität,

nämlich die lebendige Autorität Gottes, die alle Starrheiten menschlicher Autorität durchbricht. Hier stehen wir vor dem modernen Problem der Führerfrage. Es ist ein bekanntes Schlagwort, daß unsere Zeit führerlos sei und Führer nötig habe. Was sagt der christliche Glaube dazu? Vom christlichen Glauben aus ist der der höchste Führer, der der niedrigste Diener ist. „Wenn jemand unter euch groß sein will, so sei er aller Knecht.“ Er muß wissen, daß seine Autorität, die er als Erzieher oder Vorsteher verlangt, nichts zu tun hat mit einer feierlichen Amtswürde, mit gewichtigem Wesen, mit dem Geltendmachen seiner Persönlichkeit, sondern nichts als Dienst im Auftrag des Höchsten ist. Seine Führerschaft darf ihn nie dazu verleiten, die andern nur als den Stoff zu betrachten, in den er sein eigenes Bild abdrückt. Die jungen Hausgenossen sollen spüren: wenn hier etwas verlangt wird, so wird es nicht verlangt, damit irgendeine Marotte des Vorstehers durchgeführt werde, sondern der Vorsteher verlangt es, weil er genau unter demselben unsichtbaren lebendigen Befehl steht wie der kleinste Junge. Das einzige Bild, das in dem Zögling wachsen soll, ist, um mit der Bibel zu reden, das Bild des Menschensohnes, der zugleich der Gottessohn ist.

So wirkt die Autorität verbindend und befreiend statt erniedrigend. So wird der Gehorsam nicht ein Menschendienst, gegen den gerade die besten Jugendlichen leidenschaftlich rebellieren werden, sondern der Gehorsam wird zur gemeinsamen Verpflichtung und zum gemeinsamen Weg der Entfaltung. Es ist eine der köstlichsten Eigenschaften der Schweizer Jugend, daß sie gegen nichts derart widerborstig wird, wie gegen einen Meister, der keinen höhern Meister über sich hat. Da ahnt sie schnell, daß sie in einem solchen Fall Menschendienst und Menschenknechtschaft üben sollte, daß hier ein Mensch vor ihr steht, der sein eigener Gott ist, der Meister sein will und doch

darum meisterlos ist, weil er keinen höhern Meister über sich anerkennt. Solche Zustände verderben wie nichts anderes die Gemüter der einzelnen und die ganze Gemeinschaft.

Ganz besonders verheerend wirkt die innere Meisterlosigkeit des Meisters dort, wo er im Namen des Christentums Gehorsam verlangt und dabei im letzten Grund doch nur sich selber meint und seiner kleinlichen Ehre und seiner Rechthaberei frönt und sich einbildet, was er in seiner Querköpfigkeit erzwingen wolle, so sei das zugleich Gottes Wille — eben weil er, ohne es zu wissen, im tiefsten Grund sein eigener Herrgott ist. —

Von der Seite einer rein diesseitigen Philosophie aus, die im Grunde genommen die Meisterlosigkeit dem höchsten Gesetzgeber gegenüber als Ideal anbetet, wird nun oft dergleichen getan, als wäre die echte, dienende Autorität des Christenglaubens überhaupt nicht vorhanden, und wenn von christlicher Autorität die Rede ist, wird sie dann gerne damit abgelehnt, daß man eine Popanz eines zwängerischen Vorgesetzten aufstellt und ihn dann gehörig ausstaffiert; man zeichnet einen bigotten, herrischen und selbstgefälligen Haustyrannen, der sich ungeheuer wichtig nimmt und sich schließlich selbst einbildet, es sei geradeswegs vom Himmel heruntergeredet, was er sage. In der Literatur der vergangenen Jahrzehnte könnte man derartige Bilder, wie sie z. B. Otto Ernst in dem Drama „Flachsmann als Erzieher“ gemalt hat, reichlich antreffen.

Wir tun gut daran, solchen Bildern gegenüber den Ratschlag des Kirchenvaters Basilius des Großen zu befolgen, der die heidnische Literatur zum Studium anempfahl und seine Mitchristen aufforderte, möglichst viel aus ihr zu lernen; denn wir sind alle Menschen, und die Gefahr eines Mißbrauchs der Autorität ist nun einmal gerade bei Erziehern und auch bei Anstalts-Vorstehern eine Berufsgefahr. Daß sie nicht zur Berufskrankheit auswachse, dagegen gibt es kein besseres Mittel als eben den christlichen Glauben, der die Lächerlichkeit aller menschlichen Würdiguerei und Feierlichkeit und alles hochbedeutenden Menschenwesens offenbart und allein die freie und lebendige Autorität als letzte und wirkliche Autorität anerkennt. Wo die Autorität mehr ist als Dienst, wo sie Selbstzweck wird, ist sie nicht mehr christliche Autorität.

Als einst vor vielen Jahren ein junger Erzieher vor der Frage stand, ob er Anstaltsvorsteher werden wolle, hat ihm sein Vater freundschaftlich von dieser Berufswahl abgeraten, indem er zu ihm sagte: „Wirst du Anstaltsvorsteher, so geht es bei dir wie bei andern, daß man von dir sagen kann: „Und was er spricht, ist Geißel und was er schreibt, ist Blut.“ Und wenn du nun lange sagst, bei dir werde es anders sein, so fürchte ich doch, daß auch du eine Anstaltsvorsteherwürde annehmen würdest, die dir innerlich nicht gut tut.“ Dies war in jener Zeit gesprochen, in welcher vielerorts im Erziehungswesen noch eine allzu gesetzliche Autorität herrschte und in welcher das Buch „Schatten über der Schule“ am Platz gewesen wäre. Währenddem ja heute wohl

vielerorts, wie Seminardirektor Fankhauser bemerkte, eher „Schatten über den Lehrern“ an der Tagesordnung sind.

Sei dem wie ihm wolle, bei aller Wandlung des Zeitgeistes und der Zeitströmung bleibt die Tatsache unverändert fest bestehen, daß die Autorität nur dort gemeinschaftsbildend und befreiend wirkt, wo sie ein Dienst unter der höchsten Autorität ist.

Wo dies erfaßt wird, hüte sich der Erzieher vor vielen Befehlen. Er wird seine Anordnungen möglichst davor bewahren, daß sie als private Liebhabereien, die seinem Eigensinn dienen müssen, mißverstanden werden können. Er kennt keinen größern Schrecken, als wenn seine Vorstehertätigkeit zur Befehlsausgabe ausarten will, welche die Hausgenossen schließlich doch nur abstumpft, und dasselbe gilt erst recht bei den Strafen.

Vor Jahren kam in unsere Anstalt ein 8-jähriger schwachsinniger und fallsüchtiger Junge, ein Zwerg von Gestalt, der einen großen Wasserkopf nur mühsam auf seinem schmalen Hals aufrecht hielt. Der Bub war abends nicht dazu zu bewegen, in sein Bett zu steigen. Die Schwester fragte ihn zuletzt, warum er denn nicht endlich zu Bett gehen wolle, und schließlich gab er zur Antwort: „I ha dänk hütt no nid off der Grind übercho.“ Und es stellte sich nachher heraus, daß der Kleine an krankhaften Verstimmungen und Reizzuständen litt, in denen er häufig Fensterscheiben einschlug oder sich ähnliche Entladungen leistete. Kam dann der geplagte Vater abends müde nach Hause, erzählte ihm die Mutter von den jüngsten Schandtaten des angeblich mißbratenen Sohnes, worauf der Kleine regelmäßig gezüchtigt und dann ins Bett geschickt wurde. Und allmählich wurde es bei ihm gleichsam zum Grundsatz einer unerschütterlichen Weltordnung, daß, bevor man ins Bett geht, man eben „auf den Grind überchunnt“, und daß man folglich vorher nicht ins Bett gehe.

Diese zerstörende Art der Autorität kann auch in feinerer Form gehandhabt werden. Man kann einem geistig auf den Kopf schlagen, bis der andere abgestumpft und unempfänglich wird, und auf diesen Mißbrauch der Autorität ist das Wort der Heiligen Schrift gemünzt: „Ihr Väter, reizt eure Kinder nicht zum Zorn!“ Das will wohl sagen: es muß alles vermieden werden, was die Auflehnung gegen einen Mißbrauch der Autorität hervorrufen könnte. Die Spannungen, die sich in jedem jungen Gemüte auch gegen eine durchaus dienstbereite und selbstlose Aeußerung einer berechtigten Autorität von selbst anmelden, sollen nicht künstlich geschürt werden.

Andererseits wird sich der Erzieher gerade auf Grund seiner christlichen Erkenntnis nicht dazu hergeben, nur Kamerad zu sein und dergleichen zu tun, als sei er noch mitten in der Pubertätszeit. Die Zeiten, wo Erwachsene im Schillerkragen, Kniehosen und mit langen Locken Schulbuben nachäfften, sind glücklicherweise vorbei.

Soll eine echte Hausgemeinschaft entstehen, gilt auch hier das Wort der Heiligen Schrift „Jedes nach seiner Art“, der Mann nach seiner Art und das Kind nach seiner Art. Nachdem man

gemeint hat, die Bäume wachsen am schönsten, wenn man sie in einem Wald alle in Reih und Glied stellt und genau in derselben Höhe miteinander aufzieht, ist die heutige Forstwirtschaft zur Erkenntnis gekommen, daß der sogenannte Plenterwald, wo alt und jung miteinander wächst, für alle das beste sei. Aber der christliche Glaube kennt als verbindende Macht die ewige Jugend und Jugendlichkeit der Gotteskindschaft, welche die Spannung zwischen alt und jung, wenn auch nicht aufhebt, so doch segensreich gestaltet.

Kraft dieser Jugendlichkeit, die nicht an die Jahre gebunden ist, wird auch die Ausübung der Autorität mitten in das gemeinsame Wachsen und das gemeinsame Leben hineingestellt, und es tritt in ihr die Machtausübung um so mehr zurück, als der Einfluß wächst. Man könnte das Wesen der christlich verstandenen Autorität in die Worte zusammenfassen: möglichst wenig Macht-Ausübung und dafür möglichst viel Einfluß. Und der Einfluß, oder was die Heilige Schrift Wirksamkeit nennt, hängt davon ab, wieviel von der zarten, lebendigen, ewigen Jugend der Gotteskindschaft einem Menschen gegeben ist. Es wird ihm nicht mehr davon gegeben werden, als in seinem Leben zugleich Dienst und Gehorsam gegenüber dem höchsten Herrn, und zwar freudiger Dienst und freudiger Gehorsam, gegeben ist.

Die eigentliche Machtausübung sollte unsichtbar im Hintergrund stehen und nur im äußersten Notfall angewendet werden müssen. Dem Zugang zu einem Menschenherzen muß man so wenig erzwingen wollen als den Zugang zum Reiche Gottes. „Bittet, so wird euch gegeben, klopfet an, so wird euch aufgetan“ und nicht „Fordert und erzwingt es“ und nicht „Schlagt die Türen ein, dann sind sie offen“.

In dieser getrosten Haltung besteht
die Freude,

die das Zeichen des echten Christenglaubens ist. Die Freude am Wachstum und an der Entfaltung der uns anvertrauten Jugend. Was ist schließlich Freude anderes als ein besonderer Ausdruck des Wachstums und der Entfaltung? Und diese Freude ist um so zarter und unverwüstlicher, je weniger der Mensch sich selbst als der Herr über Wachstum und Entfaltung vorkommt.

Es ist zugleich die Entdeckerfreude dessen, der jederzeit bereit ist, die Eigenart des Mitmenschen nicht als Last, sondern als eine Bereicherung unserer Gemeinschaft zu empfinden. Je selbstloser ein Mensch im andern wirklich den andern und nicht sich selbst sucht, und je weniger er in ihm das Spiegelbild irgendeines Schemas oder eines Normaltypus sehen will, desto größer und lebendiger ist die Freude an der Erziehung.

Es ist eine beständige Gefahr, daß das Anstaltsleben zur leerlaufenden Betriebsamkeit ausartet, und daß in seinem ermüdenden Dienst die Freude blind wird wie veraltete Fensterscheiben in einem Turmgemach. Da gibt es nun einmal keine andere Kraft, die so freimächtig mitten im sogenannten Alltagsgrau die Freude entzünden kann als der lebendige christliche Glaube. Er bedarf zur Freude nicht vieler künstlicher Mittel. Er hat es

nicht nötig, mit beständigen Reizmitteln, neuen Attraktionen und sich überbietenden Geschenken Freude zu erwecken. Es kann ein schlichter Ausflug, wo die wahre Fröhlichkeit herrscht, zur Quelle der Freude innerhalb der Anstaltsgemeinschaft werden. Eine Erzählung abends im Kreise der Anstaltsfamilie, eine frohe Stimmung bei der Arbeit. Das Entscheidende ist nicht der einzelne Anlaß zur Freude, sondern die Bereitschaft zur Frohmütigkeit und der Hausgeist, der in den Räumen herrscht.

Es war in frühern Zeiten bei der Erziehung jenes Wort des Herrn Christus „Freuet euch mit den Fröhlichen“ wohl allzu wenig berücksichtigt worden. Man versuchte, die Kinder in einem gemessenen Ernst, wie er dem Alter eher entsprechen mag, zu erziehen, so daß sie sich dann mit heimlicher Ausgelassenheit für die graue Würde und Feierlichkeit, die in manchen Schulen und Erziehungsanstalten herrschte, entschädigten. Man tat, als ob nicht gerade die wahre Freude am ehesten im Falle wäre, den Sinn für den Ernst und treue Pflichterfüllung zu wecken. Man sah nicht ein, daß nichts so sehr die Herzen der Jugend aufschließt, wie wenn der Erzieher selbst zur gemeinsamen Freude offen ist, und daß kein Geschehen in einem Kinderleben so erschütternd ist, wie wenn einem Kinde eine gesunde Freude vergiftet wird.

Und doch entspricht es dem innersten Wesen des echten christlichen Glaubens, Freude zu entzünden und Freude zu verbreiten und sie sorgsam zu hüten, daß sie nicht zu schnell verlöscht. Auch hier besteht das Geheimnis darin, daß niemandem Freude aufgezwungen werden kann. Es muß ihm mit dem Freude gemacht werden, was seinem Wesen entspricht, und es muß gerade die Gelegenheit ergriffen werden, die sich bietet, um Freude zu machen. Und wo wahrhafter christliche Glaube herrscht, zeigt er sich darin erfinderisch.

Da wird eine Aufgabe, die sonst als Plage und eintönige Qual empfunden worden war, zur interessanten Kraftanspannung. Mark Twain hat in seinem berühmten Buch „Tom Savier“ geschildert, wie ein exemplarischer Lausbub, der einen langen Gartenhag anstreichen sollte, es verstanden hat, seine Kameraden derart von der Schönheit dieser Aufgabe zu überzeugen, daß ihm jeder ein Geschenk gab, nur um den Gartenzaun anstreichen zu dürfen. Das Gegenbeispiel sind Erzieher, die sogar eine Singstunde zum gefürchteten Muß machen können.

Nun liegt es freilich nicht in dem Wirklichkeitsinn, den uns der christliche Glaube schenkt, daß aus der Arbeit ein Spiel gemacht werde. Sie muß Arbeit bleiben mit all ihrer Mühseligkeit. Aber gerade die Jugend hat die Gabe, sogar Strapazen als Freude zu empfinden, wenn sie darin eine Entfaltung ihrer Kräfte findet. Und wie im innersten christlichen Leben jene höchste Forderung gleich die höchste Verheißung ist: „Wachset an dem, der das Haupt ist, Christus“, so muß es auch in der Erziehung zum Ausdruck kommen, daß das Wachstum und die Entfaltung der gei-

stigen Fähigkeiten zugleich eine Freude und eine Verheißung ist.

So gibt es denn nicht eine düstere Kasernenanstaltsdisziplin, die von beständigen sichtbaren und unsichtbaren jugendlichen Revolten begleitet ist, sondern eine Ordnung, die fest dasteht wie ein Birnbaum, in dem der Saft die fröhlichsten Blüten treibt. Eine Ordnung, die zugleich lebendig ist wie die Ordnung in der Natur, wie in einem Leib, dessen Glieder lebendig zusammenarbeiten.

Von weltlicher Seite wurde oft ein seltsames Entweder-Oder gestellt: entweder eine lebendige Gemeinschaft, in welcher die Kinder den Erwachsenen du sagen, eine Selbstregierung eingeführt haben, bei der die Erwachsenen immerhin noch mitreden dürfen, und dann ein frohes und freies Entfalten des jugendlichen Geistes; oder eine düstere Erziehungskaserne, wo von oben herab von verkalkten Bonzen dumpfe Befehle an die armen, geknechteten Kinderseelen erteilt werden.

Der christliche Glaube lacht über dieses Entweder-Oder. Er weiß, daß die sogenannte Selbstregierung nur eine Vortäuschung falscher Tatsachen ist, daß im letzten Grunde ja dann doch wieder die Erwachsenen die letzten Entscheide fällen. Sie mag als Spiel und Uebung einmal einige Zeit getrieben werden.

Aber grundsätzlich gesprochen ist gerade dort am meisten Freude und Leben, wo zugleich eine Ordnung und eine Autorität herrscht, die im Dienst des höchsten Herrn steht. Es ist dort am meisten Ordnung, wo zugleich am meisten Entfaltung und Freude ist; um das Bild noch einmal zu gebrauchen: Wie in einem wachsenden Baum eine wunderbar lebendige, nicht mechanische, sondern organische Ordnung herrscht, wo alles ohne Kommando zur gemeinsamen Entfaltung zusammenwirkt.

Organische Ordnung, was will das sagen? Der Apostel Paulus nennt sich ein Werkzeug Gottes, griechisch organon Theon. Dort wo der Mensch ein Organ, das heißt ein Werkzeug Gottes ist, da begreift er die Worte seines größten Dieners: „Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermals sage ich euch, freuet euch.“ Da ist ihm die Ueberwindung der Mühsal zuletzt ein Anlaß zur Freude. Da wird die Ordnung immer weniger Zwang, sondern Halt und Stütze für gemeinsames Wachstum, wie ein Stamm eines Baumes nicht da ist, um den Baum zu vergewaltigen, sondern um ihm Halt zu geben und den Saftstrom empor zu leiten in Aeste und Zweige. Der Stamm wird deswegen nicht zu einem Gummischlauch, sondern er bleibt der feste harte Stamm. So wird die Ordnung im christlichen Sinne verstanden, nicht zur Anarchie, sondern bleibt Ordnung, aber Ordnung als Träger und als Schutz des Lebens.

Gedanken über das Krankenhaus der Zukunft

von Prof. Dr. W. von Gonzenbach, Direktor des Hygiene-Instituts der E. T. H. (Zürich)

In der Entwicklung des alten Hospitals, des Pflegeheims für Arme und Gebrechliche zum modernen Krankenhaus kommt, wie kaum auf einem andern Gebiete, das sich gleichsam überstürzende

Wo der Geist des christlichen Glaubens herrscht, da vertreibt auch seine sieghafte Freude jene kümmerliche Aengstlichkeit in den äußern Sorgen des Lebens, jenes Hetzen und Jagen nach irdischen

Sicherheiten

und Versicherungen gegen alle möglichen Gefahren des Lebens.

Mich wundert, daß die Bäume heute noch blühen, ohne daß man ihnen vorher die Police einer Hagel- und Frostversicherung an den Stamm gehängt hat. Aber mich wundert nicht, wenn der Geist und das Leben dort absterben, wo der Mensch nicht mehr wagt, frei zu atmen, bevor er von der Wiege bis zur Bahre mit tausend Versicherungen umgeben worden ist.

Wie könnte man eine Anstalt am besten zugrunde richten? Man müßte ihr nur drei Millionen schenken, wovon eine Million dem wohlgehüteten amerikanischen Goldschatz als Sicherheit in barem Gold einverleibt würde. Wenn kein Kampf mehr mit äußern Sorgen da ist, erstirbt meistens die Kraft, die aus der tapfern gläubigen Ueberwindung solcher Sorgen kommt.

Gewiß können die Sorgen, wenn sie übermächtig werden, den christlichen Glauben zum bloßen Scheinbild werden lassen, wie nach den Worten im Gleichnis des Herrn das aufspießende Korn erstickt, daß es keine Frucht bringt, sondern im Schatten des Unkrautes bleich dahinserbelt, ohne Frucht zu bringen. Aber andererseits haben gerade die lebendigsten Anstalten, die auf dem Boden des christlichen Glaubens standen, immer wieder durch die schwersten Sorgen hindurch kämpfen müssen und sind auf diese Weise innerlich frisch und lebendig geblieben.

Als einmal der Vorsteher einer Anstalt sich mit einer schweren Menge unbezahlter Rechnungen herumschlug und nicht wußte, wie er sich der vielen Schulden erwehren sollte, sagte ihm der staatliche Inspektor zu seinem Erstaunen: „Die größte Not und die größte Gefahr ist jetzt die, daß Sie vor lauter Sorgen das geistige Wachstum und die Freude in der Anstalt nicht mehr wie vorher pflegen. Wagen Sie es getrost im Glauben und Sie werden sehen, daß dieses Wagnis nicht umsonst gewagt wird.“

Dort wo nach gut christlichem Sinn geglaubt wird, erweist sich dieser Glaube als eine lebendige Kraft, die sich gerade an den Sorgen, die vor uns liegen, und an den Aufgaben, die uns Mühe machen, bewährt und die Freude der Gotteskindschaft durchleuchten läßt.

Entwicklungstempo der Zivilisation unserer Zeit zum Ausdruck.

Die gewaltigen Fortschritte der medizinischen Wissenschaft in der Diagnostik und in der Thera-